

Toni Distelberger (Hg.)
Von der Liebe erzählen

Sechs Lebensgeschichten
von Frauen



DAMIT ES NICHT VERLORENGEHT ...

böhlau

böhlau

Damit es nicht verlorengeht ...

64

Begründet von Michael Mitterauer.
Herausgegeben vom Verein
„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“
am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
der Universität Wien

Toni Distelberger (Hg.)

Von der Liebe erzählen

Sechs Lebensgeschichten von Frauen

BÖHLAU VERLAG WIEN · KÖLN · WEIMAR

Gedruckt mit Unterstützung durch
das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung

BM.W.F^a

Bildnachweis auf S. 304

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-205-78749-5

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung,
des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der
Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe
im Internet und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen,
bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2011 by Böhlau Verlag Ges. m. b. H und Co. KG.,
Wien · Köln · Weimar
www.boehlau-verlag.com

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier
Druck: Demczuk Fairdrucker Gesellschaft m.b.H., Purkersdorf

INHALT

Vorwort	7
KAROLINE KOHN	
„Er hatte sehr viele schwarze Locken“	11
ILSE WINTER	
„Die Frau ohne Honeymoon“	28
GERTRUD KANTOR	
„Egal, welcher Nation er angehört“	71
MARIA ZACH	
„Was verboten ist, brennt heiß wie Feuer“	116
MATHILDE FASCHINGLEITNER	
„Ich habe mich dann regelrecht in ihn verliebt“	172
MARIA ELISABETH WINDISCH	
„Und die Liebe, die kam nicht zu kurz!“	212
TONI DISTELBERGER	
Von der Liebesgeschichte in der Lebensgeschichte. . .	265
Glossar	289
Bildnachweis	304

„UND DIE LIEBE, DIE KAM NICHT ZU KURZ!“

MARIA ELISABETH WINDISCH

wurde am 7. Mai 1932 als Maria Elisabeth Gölles in Markt Hartmannsdorf in der Oststeiermark geboren und wuchs in kleinbäuerlichen Verhältnissen auf. Ihr Vater, ein Wagnermeister, kehrte aus dem Zweiten Weltkrieg nicht zurück. Mit 15 Jahren begann sie auf dem kleinbäuerlichen Anwesen ihrer Großeltern zu arbeiten, die sie als Hoferin einsetzen wollten.

Durch ihre Mitarbeit bei der Landjugend lernte die Autorin 1952 Franz Windisch, einen Weinbauern, kennen, der seit seiner Heimkehr aus dem Krieg auch in der bäuerlichen Landesvertretung tätig war. Nach ihrer Heirat im Jahr 1953 bewirtschafteten die Eheleute gemeinsam den Bauernhof des Mannes im nahe gelegenen Herrnberg, auf dem Maria Elisabeth Windisch bis heute lebt. Ihr Mann starb am 28. November 2000.

Maria Elisabeth Windisch schreibt seit vielen Jahren Tagebuch und hält darin Erlebnisse und Erinnerungen für die Familie fest. Einige Kurzgeschichten der Autorin wurden im steirischen Bauernkalender und in der Zeitschrift der Pfarrgemeinde abgedruckt.

In den letzten Jahren hat die Autorin der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ zwei handschriftliche Manuskripte überlassen. Nach einem Schreibauftrag im Jahr 2007 brachte sie auf 42 Seiten ihre Lebensgeschichte zu Papier; ein Jahr darauf hielt sie in einem zweiten Text nochmals ausführlicher die Geschichte ihrer Ehe fest. Mit dem Ziel, die Lebensgeschichte der Autorin möglichst umfassend wiederzugeben, wurden ausgewählte Textpassagen aus beiden Manuskripten zu dem nachfolgenden Beitrag zusammengestellt.

te Urlaub meines Vaters war im Mai 1943. Es wurde im Ort viel getratscht wegen des Kindes, mein Vater war sich im Klaren, dass er der Erzeuger war, aber meine Mutter war im Ungewissen. Meine Eltern waren beide bedrückt, aber es kam zu keiner Aussprache. Erst als Vater wieder eingerückt war, wurde es meiner Mutter erzählt, denn der Mann dieser Frau war zu dieser Zeit auch im Krieg und konnte somit auch nicht der Vater sein. Ich habe diesen Bruder erst im Jahr 1961 kennengelernt.

Nach seinem letzten Urlaub kam mein Vater von Bregenz über Deutschland und Polen nach Russland. Meine Eltern haben sich viel geschrieben. Ich durfte davon viel lesen, doch nicht alles. Sein letzter Brief war wohl der schönste und ergreifendste. Dort schrieb er ein Gedicht, worin er all seine Schuld und Sünden, die Liebe zu seiner Familie und das Bitten und Flehen um Verzeihung eingeflochten hatte. Er wurde krank und starb am 26. Dezember 1943 in einem Lazarett an Typhus. Für uns brach eine Welt zusammen. Mein Vater war der einzige Sohn von Großmutter, seine Schwester war im Burgenland verheiratet.

Ich habe noch Briefe meines Vaters aufbewahrt. Er war so zuversichtlich, dass er wieder heimkommen würde. In einem seiner Briefe bat er uns ganz verzweifelt, für ihn zu beten. Er war nämlich im Sommer 1943 beim Baden im Schwarzen Meer in einen Wasserstrudel geraten. In seinen Todesängsten hatte er da schon mit dem Leben abgeschlossen, und seine letzten Gedanken galten seiner Familie. Er hielt noch eine Hand aus dem Wasser und wurde bewusstlos. Ein Russe erwischte ihn an der Hand und zog ihn aus dem Wasser. Dies hielt er für ein göttliches Zeichen und eine Gnade. Er schrieb, er danke jeden Abend beim Nachtgebet für sein zweites Leben. Vater sah auch die Ausweglosigkeit des Krieges ein und musste schmerzlich zugeben, was für Verbrechen Hitler und seine „Getreuen“ angerichtet hatten. Mit dieser späten Einsicht war er aber nicht allein.

Ich bin so sehr an meinem Vater geangen und konnte es nicht fassen, dass er nicht mehr heimkommen würde. Mir träumte sehr oft von ihm, jahrelang! Das Wunschdenken schürte meine Träume. Den schönsten und letzten Traum hatte ich im Jänner 1959. Mir träumte so deutlich von seiner Auferstehung, dass kein Zweifel blieb, dass er bei Gott Gnade gefunden hatte. Ich habe mich danach mit mehreren Priestern in Verbindung gesetzt, und jeder hat mir auf seine Weise bestätigt, dass mein Vater Erlösung gefunden habe. Seither hatte ich keinen Traum mehr von ihm.

Meine Mutter war jung Witwe geworden. Nach dem Krieg interessierten sich mehrere Männer für die Wagnerei. Im Sommer 1946 zog dann ein Pächter ein und pachtete gleich meine Mutter mit. Er war tüchtig und fleißig und wollte meine Mutter heiraten. Bevor es dazu kam, wurde am 19. März 1950 ein kleines Bübchen geboren, für mich wieder ein Brüderchen. Ich war fast 18 Jahre alt und liebte den kleinen Kerl sofort.

Zur Heirat meiner Mutter mit dem Pächter kam es nicht. Er fing an Karten zu spielen, es ging schon um hohe Summen, und dazu kam noch die Sauferei. Meine Mutter hatte kein leichtes Leben mehr und kündigte den Pachtvertrag auf. Es war wie ein Rosenkrieg. Der Pächter betrog sie zuerst mit anderen Frauen, dann behauptete er, sie habe Wagnerholz gestohlen und verkauft. Es kam zum Prozess, wo er dann alles verlor. Er musste wegziehen, doch meine Mutter hatte genug von Männern und blieb allein. Sie war damals erst über vierzig Jahre alt und sehr hübsch. Es hätten sich auch noch Männer für sie interessiert, doch sie widmete sich ganz dem kleinen Söhnchen, für den sie keinen einzigen Groschen von dessen Vater erhielt. Sie war immer sparsam und fleißig und zog den Kleinen mit ihrer kargen Witwenrente auf. Er ist ein tüchtiger Tischler und Familienvater geworden. Wir haben zueinander eine enge und herzliche Verbindung.

Ich habe leider nur die Volksschule besucht. Es war keine andere Schulbildung möglich während des Krieges, da höhere Schulen zu weit von uns weg waren. Das letzte Schuljahr blieb mir gut in Erinnerung. Im Ort war eine Klosterschule, die während des Krieges von den Nazis besetzt war. Die Klosterschwester waren vertrieben worden, aber einige wohnten noch im Ort bei Bauern, doch in Zivil. Im letzten Schuljahr, also nach dem Krieg, durfte ich die Klosterschule besuchen. Ich ging gerne zur Schule, und wir lernten noch viel im letzten Jahr. Ich hatte den Wunsch, Lehrerin oder Kindergärtnerin zu werden, da ich schon immer gerne mit Kindern zu tun hatte. Ab meinem elften Lebensjahr ging ich fast jeden Nachmittag in den Kindergarten und half den damaligen Tanten bei der Betreuung der Kinder. Durch den Krieg, das dramatische Kriegsende und den Tod meines Vaters blieb mein Wunsch auf der Strecke.

Da der Berufswunsch nicht zu erfüllen war, kam ich mit knapp 15 Jahren zu meinen Großeltern mütterlicherseits, die eine Landwirtschaft betrieben. Sie waren allein, da der Sohn – der Bruder meiner Mutter – mit 14 Jahren an einem Tumor gestorben war. Ich lernte sämtliche landwirtschaftlichen Arbeiten, fuhr mit den Zugtieren, ging mit Großvater in den Wald, um Holz zu schlägern. Wir arbeiteten mit Zugsäge und Axt. Wenn ich daran zurückdenke, schaudert es mich noch immer. Es gab damals keine so warme Kleidung und Schuhe wie heutzutage, und ich fror ständig.

Ich muss nochmals zurückgreifen auf die Kriegsjahre. Es war alles rationiert, wir bekamen Lebensmittelkarten; mit den Marken, die da heruntergeschnitten wurden, konnte man einen gewissen Teil kaufen. Meine Mutter hatte gut vorgesorgt und zu Kriegsbeginn viel eingekauft, was haltbar war. Reis wurde trocken gelagert und hielt sehr lange, ein großer Sack Staubzucker war auf dem Dachboden in einem Kasten, einige Flaschen Rum im Keller, Kleiderstoffe und was noch alles,

weiß ich nicht mehr. Im Jahre 1944 wurden wir fast täglich von feindlichen Flugzeugen überflogen. Im Radio hörten wir schon die Vorwarnungen, doch Tiefflieger kamen oft so schnell daher. Wenn man das Brummen hörte, waren es viele, wenn der Schall schnell laut wurde, dann war es ein einzelner Tiefflieger. Von dort wurde mit Bordwaffen auf Passanten geschossen. Ein solches Erlebnis hatte ich mit meinem Bruder. Wir spielten auf der Nachbarwiese neben einem kleinen Sägewerk. Plötzlich hörten wir einen Flieger kommen. Ich nahm meinen Bruder an der Hand, und wir liefen in das Sägewerk, als auch schon heruntergeschossen wurde. Das Geschoss blieb beim Nachbarhaus im Vordach stecken, zehn Meter von uns entfernt. Es war ein Riesenschock für uns, und wir trauten uns lange nicht aus unserem Versteck.

Wenn die Stadt Graz bombardiert wurde, nahmen wir eine leise Erschütterung wahr und hörten auch die Detonationen. Wir lebten nur mehr in Angst. Am Ostersonntag, am 1. April 1945, ließ der Pfarrer bei der Frühmesse vermelden, alle Frauen und Kinder müssten das Dorf verlassen. Wir waren in Panik. Auf einen großen Handwagen luden wir das Notwendigste, banden die Kühe los und verließen das Dorf. Zirka einen Kilometer vom Dorf entfernt fanden wir Unterschlupf bei einer jungen Bäuerin. Ihr Mann war im Krieg, die Schwiegereltern waren schon verstorben, und sie bewirtschaftete mit einer Magd, einem alten, buckligen Knecht und einer alten Tante die große Bauernwirtschaft. Sie hatte schon andere Flüchtlinge aufgenommen, nun kamen auch wir noch dazu, zehn Personen! Meine Mutter, Großmutter, ich und mein Bruder, meine verwitwete Tante aus dem Burgenland und ihre fünf Kinder. Außerdem fanden unsere Kuh und die drei Schweine, die wir nachholten, auch noch Platz in den Ställen. Wir schliefen in der großen Bauernstube auf Strohsäcken, dicht an dicht wie die Sardinen. Mutter oder Großmutter gingen abwechselnd täglich heim, um die Hühner zu füttern.

In dem Bauernhaus war unter den Flüchtlingen auch eine der vertriebenen Klosterschwestern, die wunderbare Geschichten zu erzählen wusste. Sie war eine bezaubernde, kleine Frau, zirka 150 Zentimeter groß, hatte ein ganz liebes Gesicht, und wir waren alle fasziniert von ihr. Trotz ihrer Körpergröße hatten alle Respekt vor ihr, ob Klein oder Groß. Jeden Nachmittag rief sie uns zusammen, und gemeinsam wurde jeden Tag der Rosenkranz gebetet. Wir waren ja viele Leute, 18 bis 20 Personen.

Unser eigenes Haus war während der Flüchtlingszeit von Soldaten besetzt, von SS; sie haben aber nichts angestellt. Anfang Mai zogen schon viele Soldaten weg. Am 7. Mai, an meinem Geburtstag, wurden sämtliche Brücken rund um das Dorf gesprengt, Flussbrücken und die von den Schützengräben. Ich war gerade unterwegs von zu Hause zu unserem Zufluchtsort, als über mir die Trümmer der Brücken flogen. Ich weinte und lief, was ich konnte.

Am nächsten Tag waren Mutter, mein Bruder und Großmutter zu Hause, als es im Radio hieß: „Der Krieg ist aus!“ Meine Angehörigen gingen zu einem Nachbarn und verfolgten den Einmarsch der Russen in unser Dorf. Meine Tante, ihre Kinder und ich waren hinter dem Dorf bei unserem Bauernhof. Es dämmerte und wurde finster, und wir standen alle vorm Haus. Wir hörten den Lärm der grölenden russischen Soldaten und das Geratter der Panzerfahrzeuge. Wir erlebten bange Stunden, es konnte niemand schlafen in der Nacht. Wir wussten nicht, ob wir unsere Angehörigen wiedersehen würden. Gott sei Dank wurden wir wieder vereint, unsere Familie hat wieder zusammengefunden. Nur unser geliebter Vater fehlte, der in Russland seine letzte Ruhe fand, mit 34 Jahren.

Meine Mutter wusste nicht, wie es mit mir weitergehen sollte. Die Großeltern hatten eine Landwirtschaft und keinen Nachfolger. So kam ich dann im März 1947 zu den Großeltern, es lag noch viel Schnee. Meine Mutter ließ mich mit

gemischten Gefühlen ziehen. Die Großmutter war nämlich sehr dominant, überstreng und duldete kein Widerwort. Auch Großvater musste kuschen. Es war aber noch ein Mädchen im Haus, es stammte aus Ungarn. Dessen Mutter lebte nicht mehr, und der Vater war mit seinen beiden Kindern weggegangen, da dort die Grenze zwischen Österreich und Ungarn gezogen wurde. Der Vater brachte seine beiden Kinder hier im Dorf unter, und er fand bei Gleisdorf als gelernter Schuster eine Arbeitsstelle. Das Mädchen hieß Resi, und ihr Bruder war schon ein kräftiger Bursch und bei einem Bauern als Knecht. Resi ging das letzte Jahr in die Schule. Meine Großeltern hatten sie aufgenommen, da sie schon etwas mithelfen konnte in der Landwirtschaft. Wegen Resi bin auch ich geblieben. Ich war Frechheiten nicht gewohnt, war eher etwas schüchtern und zurückgezogen. Doch Resi hatte ein freches Mundwerk und ließ sich nichts gefallen. Wenn Großmutter schimpfte, schnappte Resi schon zurück. Also war Resi das Gegenstück zu mir.

Nachdem der Frühling einzog, gab es viel Arbeit. Wir mussten Mist aufladen, ich machte diese Arbeit das erste Mal. Die Äste mussten gehackt, zu Prügel gemacht und aufgestapelt werden, der Küchengarten brauchte Arbeit und und und. Ich lernte sämtliche Arbeiten, auch backen, melken, Weingartenarbeit und so weiter.

Resi und ich waren daraufgekommen, dass wir beide gut singen konnten. Resi hatte die höhere Stimme, und ich sang die zweite. Wir lernten bei der Arbeit voneinander die Lieder, die wir kannten. Im Herbst beim Maisschälen (Woaz oheittn) kamen immer viele Leute zusammen, und Resi und ich sangen unsere Lieder. Wir sangen auch bei anderen Begebenheiten und wurden von den Dorfleuten die „Neudorfer Spatzen“ genannt. Neudorf war damals ein größeres Bauerndorf, und es waren viele junge Leute. Irgendjemand ergriff dann die Initiative, trommelte alle jungen Leute zusammen, und es wurde

eine Christenlehre gegründet. Ein Bursche und ein Mädchen waren dann unser Lehrmeister und die Lehrmeisterin, zwei oder drei Mal pro Woche kamen alle zusammen, es wurden kleine Büchlein verteilt – vom Pfarramt – darinnen waren Fragen und Antworten. Der Lehrmeister oder die Lehrmeisterin stellten die Fragen, und wir alle gaben gemeinsam darauf die Antworten. Einige Wochen darauf, an einem Sonntag, war das Fest der Christenlehre. Wir marschierten geschlossen zur Kapelle in unserem Ort, und der Herr Pfarrer kam von Ilz zu uns. Die ganze Dorfgemeinschaft war versammelt, die Jugend stand in Zweierreihen in der Mitte vor der Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kurze Ansprache und begann dann mit den Fragen, die wir ebenso auswendig gelernt hatten wie die Antworten, die wir darauf gaben. Als die Feierlichkeit zu Ende war, marschierten wir wieder durch das Dorf zum Gasthaus. Es war das einzige im Dorf.

Damals waren die Lebensmittel noch rationiert, es gab noch die Lebensmittelkarten, so hatten alle Mädchen kleine Mehlspeisen gemacht, damit etwas auf dem Tisch war. Getränke bekam man schon zu kaufen. Es war der 13. Juni 1948. Natürlich wurde zum Tanz aufgespielt. Ich konnte schon gut tanzen. Ich hatte nämlich als Kind bei unseren Nachbarn tanzen gelernt. Das waren zwei ältere Leute, die bei einem Bauern, der auch gleichzeitig ein Kaufmann war, im Dienst waren. Der Mann war mehr als ein Knecht, eher ein Verwalter. Die Tochter der beiden war im Geschäft Verkäuferin. Sie hatten beim Kaufmann bzw. beim Bauern eine eigene kleine Wohnung. Und sie hatten ein Grammophon! Da ich sehr musikalisch war (und bin), hatte ich die Tanzschritte gleich erlernt. Ich ging oft am Sonntag nachmittags zu diesen Nachbarn. Zu Hause hatten wir auch vor dem Krieg schon ein Radio, und wenn Musik erklang, drehte ich mich schon im Takt. Da war ich sechs Jahre alt.

Bei unserer Lehrscharfeier waren auch von auswärts junge

Sechs Frauen blicken auf die Liebe in ihrem Leben zurück. Die meisten von ihnen begegneten einmal *der* großen Liebe. Für manche währte sie ein Leben lang, bei anderen verblasste sie im Alltag. Einige Geschichten enden unglücklich.

In der Zeit zwischen 1935 und 1953, als diese Frauen ihre Partner suchten und fanden – vor dem Hintergrund von Diktatur, Nationalsozialismus, Krieg und Nachkriegszeit –, waren persönliche Vorstellungen von Liebe, Ehe und Partnerschaft nur schwer zu verwirklichen ...

